

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in der Westsahara

22. Januar bis 01. März 2003

Das Westsahara-Problem: ein versandeter Konflikt

Von Meike Schreiber

Westsahara vom 22.01. – 01.03.2003



Inhalt

1. Zur Person	428
2. Einleitung	428
3. Ankunft in Algier	431
4. Erste Worte in Hassania	432
5. Der tägliche Kampf der Helfer	434
6. Zeitungsreportage: Die vergessenen Krieger – Das Militärmanöver in Tifariti	435
7. Über Wüstenpisten	439
8. Der Alltag in den Lagern	441
9. Die Henna-Zeremonie	444
10. Noch zwei Nächte in Algier	446
11. Auf der anderen Seite	446
12. Weiter nach Süden – zurück in Wüste	448
13. Wem kann man glauben?	449
14. Besuch bei den Minurso-Blauhelmen	451
15. Die Fahrt nach Dakhla	453

1. Zur Person

Seit rund drei Jahren arbeite ich als Journalistin; vor eineinhalb Jahren begann ich ein Volontariat bei der Financial Times Deutschland. Heute arbeite ich dort als Redakteurin in der Finanzmarkt-Redaktion in Frankfurt. Mein beruflicher Alltag hat auf den ersten Blick sehr wenig mit meinen Recherchen in der Sahara gemein, denn ich beschäftige mich derzeit hauptsächlich mit dem Aktienmarkt. Dennoch möchte ich behaupten, dass diese Reise meinen Blick in vielerlei Hinsicht geschärft hat für die Untiefen jeder journalistischen Recherche, die in der Regel daher rühren, dass fast jeder noch so neutral und unabhängig wirkende Auskunftsgeber mit dem, was er sagt in der Regel eine „verborgene Agenda“ verfolgt. Dies stets sich zu vergegenwärtigen, hat mir diese Reise gezeigt. Nicht weniger wichtig war für mich und meine Ausbildung, dass ich mich intensiv und exemplarisch mit dem Entstehen eines militärischen Konfliktes auseinandersetzen musste. In den Gesprächen mit Saharoui und Marokkanern schlug ich immer einen pragmatischen, jeweils der anderen Seite entgegenkommenden Kompromiss vor, den meine Gesprächspartner allerdings regelmäßig weit von sich wiesen. Sehr genossen habe ich es, mich auf die muslimische Gesellschaft Marokkos und Algeriens einzulassen und sie ein kleines Stück weit zu verstehen. Geholfen hat mir dabei sicherlich, dass ich für meine Reise genug Zeit hatte und natürlich auch, dass meine Sprachkenntnisse gut genug waren. Dank der Gastfreundschaft, Neugierde, Offenheit und Diskussionsfreude vieler Menschen, denen ich begegnet bin, fühlte ich mich überraschend gut aufgehoben, sei es in den Flüchtlingslagern von Tindouf oder in den Großstädten Algier und Rabat. Vor allem vor diesem Hintergrund wird mir die Reise lang im Gedächtnis bleiben. Ich bin sehr dankbar, dass sie mir durch die Heinz-Kühn-Stiftung möglich gemacht wurde.

2. Einleitung

Noch immer ist der Westsahara-Konflikt nicht gelöst, auch wenn er längst weitgehend aus dem öffentlichen Bewusstsein gewichen ist. Nunmehr seit rund 28 Jahren warten die ehemaligen Nomaden und Bewohner der Westsahara – die Saharoui – in kärglichen Flüchtlingslagern in der algerischen Wüste auf ihre Unabhängigkeit oder zumindest darauf, dass sie abstimmen dürfen, wie ihr Staat aussehen soll. Auslöser dieses Konfliktes war die Besetzung der spanischen Westsahara im Jahr 1975 durch Marokko unter der Führung von König Hassan (im so genannten „Grünen Marsch“). Nicht nur

durch seine Bodenschätze – es gibt Phosphate und möglicherweise Erdöl – war das Gebiet für Marokko interessant, sondern vor allem politisch, da der König mit der Invasion sowohl von außenpolitischem als auch innenpolitischem Druck ablenken konnte. Bedrängt von den Invasoren flohen darauf die meisten der dort wohnhaften Saharoui nach Algerien. Angeführt wurden die rund 150.000 Flüchtlinge von der Befreiungsbewegung Frente Polisario, die auf algerischem Boden einen kleinen Staat namens Demokratische Arabische Republik Sahara (DARS) errichtete und die Marokkaner von dort in einem Guerilla-Krieg bekämpfte.

Seit 1991 sind Blauhelme der Vereinten Nationen in dem Gebiet stationiert mit dem Mandat, einen im selben Jahr geschlossenen Waffenstillstand zu überwachen und ein Referendum zu organisieren. Während es den Vereinten Nationen gelang, für ein Ende der Kämpfe zu sorgen, schlugen Vermittlungsversuche um eine politische Lösung des Konfliktes bisher fehl. Dies sollte zunächst mit Hilfe eines von der UNO organisierten Referendums geschehen, in dem die Bevölkerung des Gebietes über Unabhängigkeit oder Zugehörigkeit zu Marokko hätten abstimmen können. Dies scheiterte jedoch an der vermutlich wahlentscheidenden Frage, wer genau an der Abstimmung hätte teilnehmen dürfen und wie die Wahl-Fragen genau gestellt worden wären. Anfang 2002 schlug der UNO-Sondergesandte James Baker vier verschiedene Kompromisse vor, die jedoch von beiden Seiten abgelehnt wurden. Beobachter des Konfliktes rechnen nun damit, dass sich auf absehbare Zeit eine Autonomielösung durchsetzen wird, bei der den Bewohnern der Westсахара eine gewisse föderale Selbstbestimmung im Rahmen marokkanischer Souveränität gegeben wird. Ob sich dies realisieren lässt, hängt jedoch nicht unwesentlich von Algerien, den Gastgebern der Polisario ab, die Druck auf die Führung der Saharoui ausüben können.

Zum ersten Mal hörte ich von diesem Konflikt, als ich 1992 im Alter von siebzehn Jahren zusammen mit einer Freundin eine Rucksackreise durch Marokko unternahm. Damals hieß es, wir dürften ausschließlich Landkarten mitnehmen, auf denen die Westсахара als zu Marokko gehöriges Land eingezeichnet ist. Während der Reise erfuhren wir jedoch nicht viel über diesen großen südlichen Landesteil. Unsere Fragen beantworteten die Marokkaner knapp und allgemein. Ähnlich erging es mir, als ich rund zehn Jahre später zusammen mit meinem Freund erneut nach Marokko reiste. Dieses Mal fuhren wir bis in die Sahara, allerdings nur in das Drâ-Tal, wo es die meisten Touristen hin verschlägt. Ich hörte wieder von der Westсахараfrage, aber auch davon, dass Marokko nun mit Mohammed dem Fünften einen neuen, aufgeschlossenen König habe, der sich um alle Probleme des Landes aufrichtig kümmere. In der Frage der Westсахара, so hieß es allerdings in den Berichten, verfolge der junge König eine ähnliche Politik wie sein verstor-

bener Vater. Als ich von dem Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung hörte, beschloss ich, mich mit dem Westсахара-Thema zu bewerben.

Meine Reise war in der Durchführung jedoch nicht so einfach, wie ich es mir als an offene Grenzen gewöhnte Europäerin vorgestellt hatte. Meine Recherchen vor der Abfahrt ergaben schnell, dass Besucher nicht so ohne Weiteres von Marokko nach Algerien fahren oder fliegen können. Mir blieb daher nichts anderes übrig, als mit dem Flugzeug nach Tindouf in Algerien zu fliegen – dort befinden sich die Flüchtlingslager der Saharoui – und anschließend wieder zurück nach Algier und von dort mit dem Flugzeug nach Casablanca in Marokko. Dies war der einzige Weg, wie ich die Grenzen dieser beiden verfeindeten Ländern passieren konnte. Von Casablanca aus fuhr ich anschließend mit dem Bus und Sammeltaxis in die Westсахара. Vor der Abreise hatte ich mich mit Hilfe der deutschen Botschaften in Algier und Rabat sowohl bei den algerischen als auch den marokkanischen Behörden als Journalistin akkreditiert und angekündigt, dass ich in der Westсахара recherchieren möchte. Dies wurde mir – schriftlich dargelegt – gestattet. Während der Reise bekam ich glücklicherweise keine Probleme von Seiten der örtlichen Polizei oder Behörden, die versucht hätten, mich an der Recherche zu hindern.

Über die Lage in den Flüchtlingslagern habe ich eine Reportage geschrieben, die in der Financial Times Deutschland abgedruckt wurde und die ich auch in diesen Bericht eingefügt habe (5. Kapitel). In diese Reportage sind nicht nur Eindrücke aus den Flüchtlingslagern eingegangen, sondern auch Ergebnisse aus verschiedenen Interviews und Hintergrundgesprächen, die ich während der gesamten Reise mit Beobachtern und Betroffenen geführt habe. Der vorliegende Text folgt dem Gattungsmuster des literarischen Reiseberichtes, insofern ist er bewusst subjektiv gehalten. Es hat mir Freude bereitet, mich einmal an einem solchen Text zu versuchen, da sich der Duktus eines Reiseberichtes doch sehr von den nüchternen Nachrichtenartikeln unterscheidet, die ich für gewöhnlich schreibe.

Die Sprache ist in diesem Konflikt, wie in so vielen Kriegen, verminntes Gelände. Die Marokkaner vermeiden zum Beispiel den Gebrauch des Namens „Frente Polisario“ (für die saharouische Befreiungsbewegung); sie sprechen auch nicht von den Flüchtlingslagern, sondern sagen meist: „Jene, dort drüben“. Der von den Marokkanern in die Wüste gebaute Wall heißt bei den Marokkanern „Verteidigungswall“, die Westсахара selbst nennen sie „die Provinzen des Südens“; „die Zone“ (fr.: la Zone) oder „den weiten Süden“ (le Grand Sud). Einen Krieg um dieses Gelände hat es in ihren Augen nie gegeben, deswegen sprechen sie auch nicht von einem Waffenstillstand. Die Saharoui nennen die Westсахара zumeist „die besetzten Gebiete“ im Gegensatz zu den „befreiten Gebieten“, womit sie das ihnen von Algerien

en zugewiesene Gebiet östlich der Mauer meinen. Den Wüstenwall nennen sie im Gegensatz zu den Marokkanern „Mauer“. Ich werde das Gebiet in meinem Bericht „Westсахара“ nennen und damit der Sprache der Vereinten Nationen folgen, die das Gebiet völkerrechtlich als Gebiet mit umstrittener Souveränität einstufen.

3. Ankunft in Algier

Die Wüste sah ich das erste Mal im Flugzeug – als grelle Fototapete klebte sie auf der Trennwand zwischen Touristenklasse und Businessklasse in der Air-Algerie-Maschine von Frankfurt nach Algier. Darauf zu sehen war eine Kasbah, ein paar Palmen und harmonische Sanddünen. Diese Wüste hatte nichts mit der rauen Hammada-Sahara gemein, die ich wenig später kennen lernte.

Nur Männer saßen in dem Flugzeug; die einzige Frau außer mir war Amel mit ihren zwei Töchtern. Amel wohnte seit vier Jahren mit ihrem Mann in Frankfurt und stammte aus Algier. Jetzt war sie auf dem Weg zu ihrer Familie, denn in drei Wochen fand das islamische Opferfest Laid statt. Sie langweilte sich fürchterlich in Frankfurt, erzählte sie, während die Kinder an ihr herumzupften, sie kenne dort niemanden und das Wetter sei zu schlecht, um am Wochenende Ausflüge zu machen. Amel hatte ihre hellbraunen Haare hochgesteckt, trug einen engen Jeansrock und ein T-Shirt: „Ich hasse das Kopftuch, aber es ist unsere religiöse Pflicht eines zu tragen und ich hoffe, das ich eines Tages in der Lage bin, diese Pflicht zu erfüllen“, sagte sie. Ich entnahm eine erste Stichprobe, um zu sehen, wie bekannt der Westсахара-Konflikt in der algerischen Bevölkerung ist und erzählte ihr: „Ich will nach Tindouf fahren und dort die Saharouischen Flüchtlingslager besuchen“. Amel sagte daraufhin nur: „Die Nomaden leben ganz anders als wir in den Städten“. Im Anflug sah das winterliche Algerien aus wie Deutschland: grüne, säuberlich abgegrenzte Parzellen, das Meer und Straßen mit vielen Autos darauf. „Du wirst sehen, es ist ganz anders als Deutschland“, sagte Amel.

Der Zollbeamte in Algier nahm mir gleich den Pass ab. „Ich werde von der Polisario abgeholt“, erklärte ich ihm. Er nickte. Dann sah ich Mouneik von der Polisario und ich bekam meinen Pass zurück. Der Zollbeamte und Mouneik begrüßten sich; man kannte sich. Mouneik schätzte ich auf Mitte vierzig, er trug einen gelben Winteranorak und eine Brille mit Sicherheitsband. Zur Begrüßung gab er mit die Hand, wobei er danach die Rechte an die Brust, in die Höhe seines Herzens hielt, wie es in arabischen Ländern üblich ist. Seine Schweigsamkeit war anstrengend. „So sind sie wohl diese

Wüstenmenschen, sagen nur etwas, wenn es wirklich wichtig ist“, dachte ich mir. In einem weißen Minibus fuhren wir über eine gut ausgebauten Autobahn in die Stadt zu meinem Hotel. Am Straßenrand, im Abstand von hundert Metern, standen aufgereiht Polizisten in blauer Uniform und weißen Handschuhen und schauten ins Gelände. „Präsident Bouteflika wird erwartet“, erklärte Mouneik. Wir passierten das Mahnmahl des algerischen Unabhängigkeitskrieges, das die Silhouette Algiers beherrscht. Vor uns lag die Bucht der Stadt, am Hügel klebten die weißen Häuser, die der Stadt den Beinamen „Algier, die Weiße“ geben: Meine verkrampften Versuche, eine kleine Konversation vom Zaun zu brechen, führten zu nichts. Am folgenden Tag erklärte es Mouneik indirekt: er sei krank und habe fürchterliche Kopfschmerzen.

4. Erste Worte in Hassania

Nach dem Stopp in Algier nahm ich am folgenden Tag ein Flugzeug, um in das rund zweitausend Kilometer südwestlich gelegene Tindouf zu kommen. Schon bei der Abfertigung für den Flug lernte ich zwei Saharoui kennen. Der eine, Sidi Mohamed, arbeitete in einem Bildungszentrum in Rabouni, dem Verwaltungssitz der Flüchtlingslager. Der andere, Mohamed Bobeit, kam gerade aus Mallorca, dort verdiente er in einem Hotel seinen Lebensunterhalt. Von ihnen lernte ich die ersten Worte Hassania, ein arabischer Dialekt, die Muttersprache der Saharoui, die in der Regel zudem fließend Spanisch sprechen.

Sehr schnell hatte das Flugzeug der algerischen Fluglinie Kalifa den mittelmeerklimatischen Grünstreifen der Küste überflogen. Wir flogen über die Sahara: Kein Ende dieser gelben mit ausgetrockneten Flussbetten durchzogenen Oberfläche war absehbar, nur ein paar einsame kleine Wolken warfen ihre Schatten auf den Sand. Betrachtet aus zehntausend Metern Höhe und mit der komfortablen Reisegeschwindigkeit von tausend Kilometern pro Stunde wirkte diese Wüste beherrschbar. „Doch wie ist das wohl, wenn man mit einem Mal Teil dieser grenzenlosen Oberfläche wird und sie mit Geländewagen, Kamel oder gar zu Fuß durchqueren will“, fragte ich mich.

„Im Landeanflug auf Tindouf kann man das Lager Layoune sehen, wo ich wohne“, sagte Mohamed Bobeit. Unter dem strengen Blick der Stewardess hetzten wir von der einen Seite des fast leeren Flugzeuges zur anderen, um diesen Anblick nicht zu verpassen. Aus wenigen hundert Metern Entfernung glitten wir schließlich über die Zelte und flachen Steinhäuschen der Sahaouris und landeten auf dem Flughafen der südalgerischen Garnisonsstadt

Tindouf. Die Passagiere marschierten direkt über das Rollfeld, nahmen ihr Gepäck von den Wägelchen und betraten die Empfangshalle des kleinen Flughafens, der in etwa das Ausmaß eines mitteleuropäischen Busbahnhofs hatte. „Sprechen Sie Französisch?“ fragte mich ein dicker, freundlicher algerischer Polizist und kontrollierte meinen Pass. „Na, dann ist gut, aber das nächste Mal müssen Sie auch arabisch lernen. Herzlich Willkommen in Tindouf“. Gewissenhaft und mit großer Neugierde filzten junge Zollbeamte meinen Rucksack, mehr zur Abwechslung, denn um wirklich etwas finden zu wollen. In der Regel landete nur einmal am Tag ein Flugzeug in Tindouf. Als die Passagiere durch die Kontrollen geschleust waren, verließ auch die Flugplatzbelegschaft nach und nach das Gebäude. Die Tür wurde abgeschlossen und ich blieb allein mit Sidi Mohamed vor dem verlassenem Flughafen stehen, leider war niemand gekommen, um mich abzuholen.

Nach etwa einer halben Stunde hielt ein blauer Peugeot-Geländewagen vor dem Flughafen, heraus stieg ein Männchen. Um den Kopf hatte es einen schwarzen Turban gewickelt, dazu trug es eine grüne Armeehose und Badelatschen an den Füßen. Mohamed hatte den Mann schon von weitem erkannt: „das ist ein Wagen unseres Präsidenten, der kommt, um dich abzuholen“. Über eine sehr gut ausgebaute Straße fuhren wir durch die Steinwüste nach Tindouf; ein Wüstenstädtchen mit zahlreichen, kleinen Straßencafes, in denen viele Männer saßen, aber keine Frauen. Auf den Straßen spielten Kinder, nur wenige Autos kreuzten den Weg, dafür einige Ziegen, denn es war Siesta-Zeit. Mir fehlten die Kamele. „Alle tot“, sagte mein Fahrer, das Männchen. „Es gab nichts zu essen hier für sie.“ Jetzt im Februar lagen die Temperaturen in der Wüste bei angenehmen zwanzig Grad, die Sonne streichelte sanft, dazu wehte ein leichter Wind. Im Sommer jedoch muss es furchtbar sein an diesem Ort der Erde, denn in den drei Monaten Juni, Juli, August steigt das Thermometer oft bis zur 50 Gradmarke.

Nachdem wir Tindouf durchquert hatten, führte der Weg auf einer Straße weiter durch die Steinwüste. „Bist Du Single?“ erkundigte sich mein Fahrer. Ich verneinte und verwies zum Beweis auf meinen Ring am Finger. „Ach, das macht doch nichts, du kannst dich die zwei Wochen, die du hier bist, mit einem Sahaouri zusammentun, dein Verlobter kriegt davon nichts mit“. Ich verwies auf Allah, der da sicherlich etwas dagegen hätte. Die Antwort war nur Gelächter und: „ich habe fünf Kinder und bin geschieden, das macht Allah auch nichts aus“.

Das so genannte Protokollzentrum in Rabouni, der Ort, an dem alle Ausländer untergebracht waren, war ein dottergelber, viereckiger Steinbau mit einem großen Innenhof. In der Mitte befand sich ein Schatten spendender Unterstand für die Geländewagen, an denen zwei Männer herumschraubten. An der Seite standen Steinbänke und Steintische. Mein Fahrer setzte mich

ab, verabschiedete sich und ließ mich allein in dem Innenhof zurück. Kein Mensch war zu sehen, es war Mittagspause. Ich setzte mich auf die Steinbank und wartete.

Nach einiger Zeit kam ein Mann in langem weißem Gewand – es war der „Protokollchef“, der mich begrüßte. Man schien nicht wirklich mit meiner Ankunft gerechnet zu haben, aber das machte ja nichts. In seinem Büro sagte ich ihm, was ich die nächsten Tage in den Lagern machen und sehen wollte. Ich wollte sehen, sagte ich, wie die Saharoui ihren Alltag meistern, aber auch, wo die marokkanischen Kriegsgefangenen untergebracht seien, die seit Jahrzehnten hier gefangen gehalten werden. Zu letzterem Anliegen sagte er, das ginge wahrscheinlich nicht, alles andere werde man einrichten können. Auf seinem Schreibtisch stand die kleine Flagge der Republik, daneben ein Faxgerät und zwei Telefone. Nach dem Gespräch brachte er mich zu einem Schlafsaal und sagte: „Dort wohnen noch andere Deutsche“.

5. Der tägliche Kampf der Helfer

Axel, Ingala und Ingo hießen diese „anderen Deutschen“, in deren Schlafsaal ich untergebracht wurde. Schon seit mehr als fünfzehn Jahren unterstützten die drei Bremer die Saharoui in ihrer Funktion als „Freundeskreis des saharauischen Volkes“. Doch mit den Jahren hatte sich ihre anfängliche Begeisterung für die gute Sache gelegt, geblieben war eine nüchterne Einstellung: „Wir fahren immer noch regelmäßig in die Lager, weil wir Freunde hier haben, wenn wir sie nicht hätten, hätten wir unsere Arbeit schon längst aufgegeben“, sagte Axel. Aufgestoßen waren ihnen vor allem drei Punkte: die bis zu einem gewissen Grade totalitäre, zumindest nicht demokratische Gesellschaftsordnung der Saharoui; die Schwierigkeit, Hilfsgüter tatsächlich an die Bedürftigen zu bringen und letztlich ein abweichendes Verständnis von Disziplin und Arbeit. Letzteres hatte ihrer Ansicht nach zum Scheitern eines „Werkstattprojektes“ geführt, das sie mit viel Einsatz seit zwölf Jahren betreuten: Maschinen waren angeschafft worden, Maschinen waren in die Wüste geschafft worden, Saharoui waren nach Europa geholt worden und für die Arbeit an diesen Maschinen ausgebildet worden, Ingo war immer wieder „runter“ gefahren, um in der Werkstatt nach dem Rechten zu sehen. Doch von Jahr zu Jahr verkam die Werkstatt immer mehr, die hochempfindlichen Maschinen wurden nicht mehr richtig gewartet, Sand kam ins Getriebe. „Das war’s jetzt“, sagte Ingo, der sich mit Blaumann gekleidet, jeden Morgen aufmachte, um in der Werkstatt zu arbeiten, „das war das letzte Mal, dass ich hier hin gefahren bin.“

So wie Axel, Ingala und Ingo kämpften gut zwei Dutzend Mitarbeiter von Nichtregierungs-Organisationen (NGO's) täglich dafür, in den Lagern Gutes tun zu dürfen, oder zumindest ihren Job zu machen. Stefan, ein ehemaliger Mitarbeiter der UNO-Mission Minurso, gekleidet in Lederjacke und Hornbrille, schien seinen Auftrag sportlich zu nehmen. Sein Ziel: Im entlegenen Lager Dakhla für die deutsche Bundesregierung einen Brunnen zu bauen. Den Hintergrund dieses Vorhabens erklärte mir Stefan so: Das Auswärtige Amt hatte die Polisario dazu bewegen können, hundert marokkanische Kriegsgefangene freizulassen, „erleichtert“ werden konnte die Entscheidung durch einen Brunnen für Dakhla. Doch wie wahrscheinlich überall auf der Welt erschwerten Machtspielchen den Plan: So wollte der Protokollchef im Lagerzentrum die Sache erst einmal ruhig angehen. Stefan sollte die drei Lastwagen mit den Brunnenteilen zunächst stehen lassen; dann würde man einen Teil nach Dakhla schaffen, den Rest benötige man, so die Argumentation, dringender in einem anderen Lager. „Sie zweigen sich dann etwas ab und das taucht dann auf irgendwelchen Märkten in Mauretanien wieder auf“, befürchtete Stefan. Zudem befürchtete er, dass dem Gouverneur von Dakhla eins ausgewischt werden sollte. „Alle Lastwagen nach Dakhla oder keiner“, verlangte er daher von den Verwaltungschefs. Nach drei viel zu langen Tagen Verhandlung – Stefans Visum drohte währenddessen abzulaufen – war der Durchbruch geschafft. Allerdings erst, nachdem der erste Sekretär der deutschen Botschaft, in Krawatte und Anzug, persönlich aus Algier eingeflogen war und die Ernsthaftigkeit der „deutschen Position“ unterstrichen hatte. Als ich von einem Ausflug zum Militärmanöver in Tifariti zurückgekommen war, standen die Lastwagen nicht mehr vor dem Protokollzentrum.

6. Zeitungsreportage: Die vergessenen Krieger – Das Militärmanöver in Tifariti

Der blaue Himmel über der Wüste ist leer. Keine Wolken, keine Vögel, keine Bomber. Angestrengt sucht eine Radaranlage den flugzeuglosen Himmel ab. Auf einem Felsen stehen Blauhelmsoldaten und schauen ins Gelände. „Wir sind im Krieg. Wir müssen uns schützen“, sagt Polisario-Gouverneur Mahfoud Ali Baiba. Am Horizont steht, sauber aufgereiht eine gezackte grün-braune Linie ausgemusterter russischer Panzer, Flugabwehrraketen und Transportlaster. Jubelnde Saharoui schwenken auf vorbeifahrenden Geländewagen die Fahne ihrer kleinen Republik. Zu Dutzenden sind sie angereist – für den Tag des großen Militärmanövers, das zweimal im Jahr stattfindet.

Es ist ein Tag, an dem sie sich stark fühlen, ein Tag wie eine Oase in der Wüste der Ohnmacht. Rund 28 Jahre leben die Saharoui im Exil in der südwestalgerischen Wüste. Rund zweihundert Kilometer sind es von hier bis zum Atlantik, fast zweitausend Kilometer bis zur Hauptstadt Algier. Als Marokko 1975 „ihr Land“, die damals noch spanische Westsahara, besetzt hat, sind sie hierher geflohen. Sie warten auf ihren eigenen Staat, warten, dass sie in einem Referendum abstimmen dürfen, wie ihr Staat aussehen soll – auch wenn die Zeit gegen sie spielt. Auch wenn Marokko in dem besetzten Gebiet längst Tatsachen geschaffen hat. Auch wenn sich die Reihen der Unterstützer lichten und die Weltgemeinschaft diesen versandeten Konflikt längst aus den Augen verloren hat. An ihrer schwersten Front kämpfen sie gegen das Vergessen – und ihnen bleibt nur die Drohung: „Jederzeit könnten wir die Marokkaner wieder angreifen“.

Plötzlich setzen sich die rund dreißig Panzer in Bewegung, brettern durch das Sandmeer, ziehen einen Schweif aus Staub hinter sich her, halten an, zielen und schießen; Schüsse ohne Echo verhallen, kurz, trocken, lauter als Sylvesterknaller. Faizal, ein betagter Polisariokämpfer in grüner Uniform, mit Lederhaut und Sonnenbrille verscheucht einen Skorpion, der zwischen den Steinen krabbelt. Er hält inne, blickt auf die schwarzen Rauchpilze, die nach den Schüssen aufsteigen, und sagt das alte Mantra der saharouischen Befreiungsbewegung Polisario auf: „Wir sind ein Volk und kämpfen weiter für die gerechte Sache, unsere Unabhängigkeit und unser Land“. Faizal kämpft nicht nur um Land und Unabhängigkeit. Er kämpft weiter, weil die vielen Jahre hier im Wüsten-Exil sonst im Nachhinein ihren Sinn verlieren würden.

Schon heute üben die Saharoui wie ein Staat funktioniert – für den Ernstfall Unabhängigkeit. Auf algerischem Boden haben sie sich ihre kleine Republik eingerichtet. Immerhin 58, meist afrikanische und asiatische Staaten – darunter etwa Nordkorea, Mexiko und Namibia – erkennen die Republik namens Demokratische Arabische Republik Sahara (DARS) an und beherbergen zum Teil Botschafter. Es ist wohl der einzige Staat der Welt, der sich auf dem Territorium eines anderen Staates befindet; der Piloten hat, aber keine Flugzeuge; Briefmarken, aber keine Post; eine Nachrichtenagentur, aber nicht genügend Papier, um eine Zeitung zu drucken.

Aus nicht viel mehr als rund 100.000 Menschen besteht die kleine Gemeinde, die in vier ärmlichen Flüchtlingslagern leben, und gelegentlich mit ihren Waffen üben. Und doch ist dieser Mächtegern-Staat der Stachel im Fleisch Marokkos, mit dem Algerien seinem Nachbarn Marokko nach Belieben Schmerzen zufügen kann. So lange Algerien auf dem eigenen Territorium eine Guerilla ernährt, die damit droht, jederzeit den Waffenstillstand brechen zu können, ist an eine Normalisierung der seit Jahrzehnten gestör-

ten Beziehungen zwischen Marokko und Algerien nicht zu denken. Auch der Wunsch nach einem vereinigten Wirtschaftsraum Nordafrika bleibt so lange Utopie wie die Polisario mit Angriff droht.

Für diesen Fall hat sich ihr Feind abgesichert. 150 Kilometer weiter westlich verläuft der längste Verteidigungswall der Erde; vom bedrängten Marokko Anfang der 80er Jahre gebaut. Zehnmal länger als die Entmilitarisierungszone zwischen Nord- und Südkorea ist dieser Wall und fast halb so lang wie die Chinesische Mauer. Über acht Breitengrade schlängelt sich die 2.300 Kilometer lange verminte und fünf Meter hohe Befestigungslinie durch die Sahara von Südmarokko bis an die Grenze Mauretaniens. Sie teilt die besetzte Westsahara in zwei Teile. Den deutlich größeren, westlichen Teil kontrollieren die Marokkaner, den schmalen östlichen Streifen die Polisario. „Befreite Gebiete“ nennen sie stolz den Wüstenstreifen.

Tausende marokkanischer Soldaten sitzen in dem gigantischen Wüstenwall in kleinen Stützpunkten und schieben Wache. Tag für Tag fahren UNO-Soldaten entlang des Walls Patrouille und überwachen den 1991 zwischen Marokko und der Polisario geschlossenen Waffenstillstand. Im Westen erstreckt sich unerreichbar, das gelobte Land. „Dort beuten die Marokkaner unsere Bodenschätze aus, dort fangen sie unsere Fische, dort suchen sie nach unserem Öl“, sagt der Polisario-Kämpfer Faizal, macht eine Pause und ergänzt: „und dort leben unsere Familien“

Seit sie 1975 mit einem Teil der Familien aus der Westsahara geflohen sind, haben die meisten Exil-Saharouis ihre Angehörigen nicht gesehen. Künstlich ernährt von Hilfsorganisationen und den Gastgebern Algerien leben sie – Männer, Frauen, Kinder – seither im selbst gewählten Exil in Algerien. Hier gibt es nicht viel außer Kälte im Winter und Hitze im Sommer. Die Hammada, wie die Steinwüste rund um das südalgerische Garnisonsstädtchen Tindouf genannt wird, ist ein erbarmungsloser Sahara-Flecken: „Gott schickt dich in die Hammada, wenn er dich bestrafen will“, lautet ein saharouisches Sprichwort.

Wie lange Gott die Saharouri noch strafen will, ist sein Geheimnis: „Wenn unsere Zeit gekommen ist, wollen wir vorbereitet sein,“ sagt Premierminister Bouchraya Bayun. „Unser täglicher Kampf besteht darin, die Bevölkerung fit zu halten“. Wahrlich ein täglicher Kampf, Hilfsorganisationen sprechen inzwischen von „kontrollierter Unterernährung“ der Bevölkerung. Auf dem kargen Wüstenboden ist Landwirtschaft kaum möglich. Einzige Ernährungsquelle sind ein paar Ziegen und Hühner, die die Familien in verrosteten Drahtkäfigen halten.

In seiner grünen Militärkluft sitzt der Premierminister auf einem schweren schwarzen Ledersofa, um den Hals einen aufgewickelter Turban. Auf dem niedrigen Tisch liegt die arabische Version der Verfassung der kleinen

Saharoui-Republik. 16 Ministerien gibt es, vier Verwaltungsbezirke, einen Präsidenten und regelmäßige Wahlen von Präsident und Parlament. Smara, Layoune, Dakhla und Aouzerd heißen die Bezirke; wehmütige Erinnerung an die gleichnamigen vier zurückgelassenen Orte in der Westсахара.

Nicht nur um das Überleben seines Volkes muss sich Bouchraya Bayun sorgen. Er macht sich auch Gedanken, wohin der kleine Staat im Exil steuert. Gleich vieler Befreiungsbewegungen war die Polisario in den siebziger Jahren mit sozialistischen Ideen angetreten. Freiwillig arbeitete jeder Saharoui nach seinen Kräften für die Sache.

Doch auch in der Wüste bleibt das Ende des Kalten Krieges nicht ohne Nachhall. Als der ehemalige Kolonialherr Spanien in den neunziger Jahren anfang, Renten auszuzahlen, kam das Geld. Und mit dem Geld kamen die Geschäfte: kleine Lebensmittelläden, ein Fotograf, ein Friseur. Damit wuchs auch die Ungleichheit, zwischen denen, die umsonst für die Sache arbeiten und denen, die ihren eigenen Geschäften nachgehen. „Wir überlegen in der Tat, ob wir Steuern einführen und lassen uns beraten“, sagt der Minister. Grinsend schließt er an: „aber wir wollen es damit nicht übertreiben wie andere Länder.“

In den beigefarbenen Zelten und flach gemauerten Behausungen der Flüchtlingslager wird das Militärmanöver die folgenden Tage Gesprächsthema Nummer eins sein. „Wie war es, war es nicht wunderschön,“ werden die Augenzeugen der Militärübung gefragt. Frauen, gehüllt in tischdecken-große bunte Tücher, bewundern auf einer Hochzeit die verwackelten Videoaufnahmen. In schwarz und weiß auf dem Bildschirm sehen sie noch einmal ihre Panzer fahren und noch einmal ihre Soldaten jubeln.

Mit ihrem Wunsch nach einem eigenen Staat steht die Führung der Freiheitsbewegung nicht alleine da. „Unabhängigkeit oder Tod in den Lagern“, ist stets einer der ersten Sätze, den die stolzen Wüstenbewohner Gästen mit auf den Weg geben. Man wartet nicht die ganzen Jahre, um jetzt von der Linie abzuweichen.

„Kein Saharoui wird es wagen, zu sagen, dass wir zu einem Kompromiss bereit sind“, sagt Jalil Sidi Mahamed, Gouverneur des Bezirkes Layoune theatralisch. Einzelnen, gedehnt betont er jedes Wort. Dazwischen macht er Kunstpausen. Er liegt auf dem blauen Teppichboden in dem Ein-Zimmer-Häuschen eines befreundeten Rechtsanwaltes. Der Ellenbogen stützt sich auf ein Kissen an der Wand, eine bis zur Brust hochgezogene bunt geblümete Nickidecke schützt den fülligen Gouverneur vor der Abendkälte.

Jalil beugt sich vor und sagt: „Wir sind nur Bakterien vor der Welt, aber die Leute hier haben ihr Recht.“ Er leert sein kleines schaumgekröntes Teeglas und zeigt auf die zuhörenden Frauen und Männer im Halbdunkel des Raumes. „Wir haben Bäume, Steine, alles gezählt, nur nicht die Leute“,

sagt er mit Blick auf das Referendum, das sich hier alle wünschen. Früh ist Jalil der Polisario beigetreten; 1974, vor der Zeit des Exils, war er ein Jahr in marokkanischen Gefängnissen. Trotz der Jahrzehnte langen Leiden, höre man Saharoui selten klagen, sagt Jalil: „Es gibt kein Wasser in der Wüste, das prägt uns Beduinen, unser Leiden ist im Inneren“.

Nicht bei allen ist das Leiden nur im Inneren: „Es ist wie im Gefängnis hier, wir haben keine Perspektive und wenn der Sommer kommt, ist das der Horror“, macht sich Ahmed Luft: „wir sind die Jugend ohne Flügel“. Auf einem kleinen Gaskocher brodelt Tee-Wasser. Die Wände des kalten Raumes, in dem Ahmed mit zwei Freunden auf dem Boden sitzt, sind türkis gestrichen; im Hintergrund zeigt ein Fernseher die Nachrichtensendung des arabischen Fernsehsenders Al-Dschasira. Als Ahmed sechs Jahre alt war, ist er mit Mutter und Schwester aus der Sahara-Stadt Smara geflohen. Eine Schwester haben sie zurückgelassen, der Vater ist im Krieg gefallen. Ahmed spart nicht an Kritik: „33 Jahre bin ich alt, bekomme aber keinen Pass“. Dabei würde der Mann mit den wachen, weit aufgerissenen Augen gerne verreisen. „Diese Gesellschaft wird von Stammesbeziehungen beherrscht, wer die Beziehungen nicht hat, braucht viel Geduld“. Immer seien die Gleichen an der Spitze und es fehle an einer freien und kritischen Presse.

Ahmed ist ausgebildeter Krankenpfleger, doch auf die Arbeit in den Krankenhäusern hat er keine Lust. Sein freiwilliger Einsatz für die Sache wird nicht bezahlt. Ein Jahr hat er im benachbarten Mauretanien Arbeit gesucht, aber keine gefunden. Jetzt lädt er im Auftrag von Hilfsorganisationen für ein paar Dinar Güter von den Lastwagen. Doch trotz aller Kritik am System; in einem ist Ahmed linientreu: „Die Westsahara ist unser Land, wir machen keine Kompromisse“.

An der glänzenden türkisfarbenen Steinwand hängt die kleine vierfarbige Flagge der Saharoui-Republik. Der obere Streifen ist schwarz wie die Trauer, das Rot steht für das vergossene Blut, das Weiß für den Frieden und Grün für die Hoffnung. Erst wenn sie ihr Land zurückerobert haben, wollen die Saharoui ihre Flagge umdrehen. Dann wäre der obere Streifen grün. Doch dieser Tag ist fern.

7. Über Wüstenpisten

„Kein Problem, klar kann ich hinten im Geländewagen sitzen“. Ich beute meine Lässigkeit schnell. Bereits bei Kilometer fünfzig, eingeklemmt zwischen ständig verrutschendem Gepäck und den anderen Fahrgästen, begleitet von eiernder arabischer Musik, die so klang als schüttelte man

eine meckernde Ziege, übergab ich mich ohne Vorwarnung mitten in den Geländewagen. An Contenance war nicht mehr zu denken. Der Fahrer trat auf die Bremse, alle stiegen aus dem Wagen, ich klammerte mich an meine rot-weiße H+M-Tüte, die ich spontan als Ziel gewählt hatte. „Macht nichts, macht doch gar nichts“ fing Nasser, ein algerischer Journalisten-Kollege, die für mich peinliche Situation auf. Später, auf weiteren Pistenfahrten sah ich, dass ich nicht alleine war mit diesem Problem und auch geübten Geländewagen-Passagieren die Fahrt auf den hinteren Bänken gelegentlich nicht gut bekam.

Mein Reisegrüppchen nach Tifariti setzte sich zusammen aus zwei algerischen Radiojournalisten, Nasser und Ibrahim, sowie dem französischen Militärjournalisten Jean Pierre, seiner italienischen Freundin Elena, dem Saharaoui-Fahrer Anna und meinem „Assistenten“ Bakar. In der Regel bekam in den Flüchtlingslagern jeder Journalist einen Assistenten, der ihm helfen sollte, den Aufenthalt zu organisieren. Nasser und Ibrahim, der eine dreißig Jahre alt, der andere um die fünfzig, waren in die Lager gekommen, um den Saharoui beim Aufbau und Betrieb ihrer Radiostation zu helfen. Alle zusammen durften wir uns die Militärmanöver der Saharoui in Tifariti anschauen. Warum Jean Pierre hier war, wurde mir nicht ganz klar. In weiter Zukunft schien er ein Buch über „den Wüstenkrieg“ schreiben zu wollen. Er war schon einige Male in Tindouf gewesen und schien sich sehr gut auszukennen. Jean Pierre war ein „Veteran“ der Kriegsberichterstattung und knapp fünfzig Jahre alt. Er trug eine grüne Weste, die mit dutzenden Taschen besetzt war, darüber einen ebenfalls grünen Anorak des amerikanischen Rüstungskonzerns Northrop Grumman. Er war schon in vielen Kriegen gewesen, in denen er einen Knieschuss und einen Streifschuss am Kopf abbekommen hatte. In seiner Jugend hatte er in der französischen Fremdenlegion mitgemacht; am Anfang seiner Karriere hatte er als Autor eines rechtsextremen französischen Blattes, für eine Woche in einem marokkanischen Gefängnis gesessen. Das schlimmste Erlebnis, so erzählte er, war ihm während des Balkankrieg wiederfahren. Dort war er den Serben in die Hände gefallen, die ihn für einen bosnischen Spion gehalten hatten und ihn zum Schein hinrichten ließen. Jean Pierre war schwer einzuordnen: Er gab offen zu, ein Kriegs- und Waffenfan zu sein, zugleich brachte er es einigermaßen glaubhaft herüber, geläuterter Pazifist zu sein; er sprach sich beispielsweise vehement gegen einen Krieg im Irak aus.

Auf dem Rückweg von Tifariti übernachteten wir in der Wüste; der 500 Kilometer lange Weg zurück in die Lager war nicht an einem Tag zu bewältigen. Wir waren im Konvoi gefahren, mit von der Partie war Ba, Chef-Inspekteur der Polisario-Armee, ein feinsinniger Militär und Freund von Jean Pierre. Dabei waren auch drei Saharaoui-Frauen, die versucht hatten,

während des Manövers Kontakt zu ihren Brüdern und Ehemännern aufzunehmen. Der Plan war gescheitert und so fuhren sie sehr traurig zurück in die Lager. Zum Übernachten suchten wir uns einen Platz, der ein bisschen Feuerholz versprach und stellten die Autos im rechten Winkel nebeneinander. Gemeinsam machten wir Feuer. Schnell ging die Sonne unter. Zu hören war die friedliche Stille der Nacht, hoch oben spannte sich der sternengesetzte Himmel über der Wüste – ein beschützender Himmel, der vergessen machte, dass sich hinter ihm nichts befand. Mit den geübten Handgriffen ehemaliger Nomaden machten sich die drei Saharoui-Frauen daran, ein Essen zuzubereiten: Es gab Kamelgulasch, leckeren Reis mit Gemüse und Nachtisch. Davor, währenddessen und danach reichten sie grünen, dickflüssigen, gezuckerten Tee aus kleinen Gläschen. Erst, nachdem dieser dutzende Male, in abenteuerlich hohem Strahl von einem Gläschen ins andere gegossen, eine Schaumkrone aufgetürmt hatte, die an ein gut gezapftes Weizenbier erinnerte, wurde der Tee für trinkbar erachtet. Am Feuer, bei Tee und Kamelgulasch, entzündeten sich Diskussionen um die politische Weltlage. „Die Iraker sind eigentlich alle gegen Saddam Hussein, aber der Druck der Amerikaner von außen zieht sie nun auf die Seite des Diktators“, sagt Ba und fügt an: „ich bin sicher, Saudi-Arabien ist das nächste Ziel“. Jean Pierre war einer Meinung mit Ba: „Saddam hat keine Waffen“. Nachdenklich fügte er an: „Wir sind hier in der Wüste und sprechen über so etwas, es könnte sein, dass die Amerikaner gerade angreifen und wir wissen es nicht“. In die Stille hinein sagte er: „Das dort ist doch ein falscher Konflikt, der jetzt die Arbeit des ganzen UNO-Sicherheitsrates blockiert, der sich eigentlich mit der Westsahara beschäftigen sollte“.

8. Der Alltag in den Lagern

Unser „Besuchs-Programm“ für den folgenden Tag sah zunächst das Kriegsmuseum in Rabouni vor. Das Museum war in einem fußballfeldgroßen Hof untergebracht, umrundet von drei Meter hohen gelben Mauern, der Zutritt wurde ermöglicht durch ein Eisentor. Ein 65 Jahre alter Mann mit zerknittertem Gesicht und spitzer Nase stellte sich als Museumswächter vor. Er trug einen bis zu den Füßen reichenden grauen Mantel, auf dem Kopf eine Schirmmütze, an den Füßen Badeschlappen. Sein Name war Sala. Kaputte, alte marokkanische Panzer rosteten unter einem Dach, im Staub standen auf Gestellen Kalaschnikows, in der Ecke stapelten sich Anti-Panzerminen, am Boden Anti-Personen-Minen. Noch etwa eine Millionen solcher Minen dürften entlang der Mauer liegen, schätzte Jean Pierre. „Die meisten

Waffen hier stammen aus französischer und amerikanischer Herstellung“, sagte Sala. Er zeigte uns seinen Militärausweis. Auch er hatte gekämpft im Krieg. Ganzer Stolz der Ausstellung war ein abgeschossenes marokkanisches Flugzeug, dessen Einzelteile die Sahaouris zusammengetragen hatten und nun hier ausstellten.

Mit dem Geländewagen fuhren wir weiter zu einer Berufsschule der Saharoui. Auf ihre Ausbildungseinrichtungen sind die Saharoui zu Recht sehr stolz. Wir wurden herumgeführt und sahen den Computerkurs, die Holzwerkstatt und die Schweißwerkstatt. Gut sichtbar waren die Sponsoren der jeweiligen Einrichtungen: In der Schweißwerkstatt zum Beispiel klebten Aufkleber auf den Maschinen, auf denen stand: „Aus spanischen Hilfsmitteln“. Viele der jugendlichen Saharoui sind jedoch nicht auf die Ausbildungseinrichtungen der Lager angewiesen. Denn die meisten studieren in befreundeten Ländern wie Algerien, Libyen, Spanien oder Kuba.

Auch mein persönlicher Assistent Bakar hatte fünf Jahre auf Kuba verbracht und Medizin studiert. Jetzt arbeitete der 31-Jährige als Pressebetreuer in Rabouni. Journalisten durften und konnten sich nicht so ohne weiteres alleine in den Lagern bewegen, die Entfernungen waren oft zu groß und man war daher auf einen Geländewagen mit Fahrer angewiesen. Zudem, so vermutete ich, sollten die Assistenten aufpassen, dass die Journalisten nicht zu viele kritische Fragen an die falschen Leute stellten.

Zu Ende gebracht hatte Bakar das Studium gleichwohl nicht. Seine Großmutter sei krank geworden und er hatte daher nicht in der Fremde bleiben wollen, erzählte er. Die Jahre in der kommunistischen Karibik schien er dennoch als sehr schöne Zeit erlebt zu haben, seine Augen glänzten, als er davon erzählte. Er könne Salsa tanzen und habe eine Freundin gehabt. Doch als polisariotreuer Mitarbeiter ließ er sich nicht zu weiteren Schwärmereien hinreißen, sondern ratterte mit leiser und bestimmter Stimme den Polisario-Spruch herunter: „Ich weiß, wir werden immer kämpfen für unsere Unabhängigkeit; wenn wir dies nicht erreichen, werden wir in den Lagern sterben“.

Tags drauf machten wir uns auf den Weg in das rund 150 Kilometer entfernte Lager Dakhla zu Bakars Familie, übernachteten allerdings unterwegs im Lager Smara. Nach den Tagen in der Zentralverwaltung sah ich zum ersten Mal wie saharouische Familien in ihrem Alltag leben. Von einem kleinen Hügel aus zeigte mir Bakar das Lager Smara. So weit man sehen konnte, erstreckten sich die sandfarbenen Zelte und kleinen Steingebäude der Saharoui, in der Mitte befand sich die Lagerverwaltung und ein Garten. Kinder spielten zwischen den Zelten und kamen zu uns auf den Hügel gerannt. Wir übernachteten im Haus einer befreundeten Familie. Das Wohnzimmer war ein Ein-Zimmer-Haus, etwa 18 Quadratmeter groß, mit einem Eingang ohne

Tür, den man mit einem Tuch verhängen konnte. Auf dem Boden lagen ein geblümter Teppichboden und ein paar Decken, mit denen man sich gegen die Kälte schützen konnte. Einziges Inventar war ein dreibeiniges Teegeschirr und ein kraterförmiges Auffangbecken für die glühenden Kohlen, mit denen das Wasser für den Tee gekocht wurde. In der Ecke befand sich zudem ein kleines Regal, auf dem sich allerhand für die Familie wertvolle Gegenstände befanden; Fotos der Familie, ein Lippenstift, ein paar Parfümfläschchen, Nagellack. An der Wand tickte eine Uhr, die jedoch eine andere Zeit anzeigte als meine Armbanduhr. Wir setzten uns auf den Boden; jeder Gast bekam eine Decke und bald die drei unvermeidlichen Gläschen Tee.

Die Begrüßungsformeln der Saharoui wirkten auf mich wie gemeinsames Beten: Je besser sich Zwei kannten und je länger sie sich nicht gesehen hatte, umso mehr zog sich das Gemurmel in die Länge. Erst gaben sie sich die Hand, dann umarmten sie sich, dann ging es hin und her, den Blick dabei verklärt nach innen gerichtet: wie geht's (labas)? Gott sei dank (hamdullah), wie geht's? Gott sei dank? Nach jedem gemeinsamen Bekannten oder Verwandte wurde gefragt: wie geht's ihm? Gott sei dank, gut. Eine Erklärung dieser Zeremonie besagt, sie stehe in der Tradition der Wüstennomaden. Wenn sich zwei Unbekannte in der Wüste begegneten, konnten sie während sie die Begrüßungsformeln austauschten, den Gegenüber einschätzen und abwägen, ob er ihnen gefährlich werden könnte oder nicht. Genauso plausibel erscheint, dass sich in diesen Formeln die Gefahren des Reisens in der Wüste spiegeln und die große Dankbarkeit Gott gegenüber, wenn sich zwei Menschen wieder sehen.

Die Religion schien mir sehr zwanglos in den Alltag eingebettet; sie wurde auch nicht so streng ausgelegt wie in anderen mir bekannten muslimischen Gemeinschaften. Dies lag, so hatte ich gelesen, an der Nomaden-Tradition, wo die religiösen Gesetze traditionell liberaler gehandhabt werden als in sesshaften Gemeinschaften. Während der Gast noch an seinem Teegläschen nippte, standen mit einem Mal einige Familienmitglieder auf und beteten mitten im Wohnzimmer. Meist nicht alle; denn nicht jeder war immer in der Stimmung zu beten. Niedlich anzuschauen waren vor allem die Kinder, wenn sie sich wie ferngesteuert von einer metaphysischen Choreografie, hinknieten und aufstanden, hinknieten und wieder aufstanden. In den Lagern gab es keine richtigen Moscheen und fast niemand pilgerte nach Mekka. „Aber wir leben unter dem islamischen Gesetz“, sagte Bakar mit ernster Miene.

Ich hatte meinen Gastgebern erzählt, dass ich schon ein paar Mal in Marokko war – also bei ihren Feinden. Beständig musste ich daher berichten, wie sie sind, die Marokkaner. „Sicherlich sind sie nicht so gastfreundlich wie wir?“, fragte Bakars Mutter. „Sicherlich gibt es in den Städten dort eine hohe Kriminalität“, sagte der Onkel. „Überhaupt sind sie ganz anders als

wir“, stellte die Mutter fest. Ich erntete ungläubiges Kopfschütteln, als ich sagte, für mich, aus europäischer Perspektive, seien die Unterschiede nicht sehr groß, im Gegenteil: in Traditionen, Sprache und Religion würde ich schon eine Reihe von Gemeinsamkeiten entdecken. „Trotzdem“, sagt Änne, der Fahrer, „würdest du mit den Franzosen zusammenleben wollen?“. Ich sagte: „Na, sicher, das habe ich sogar schon getan, kein Problem“. – „Aber sie wussten nicht, dass du Deutsche bist?“ - „Doch, das hört ein Franzose, sobald ich auch nur ein Wort sage.“

9. Die Henna-Zeremonie

„Möchtest du Henna?“, fragte Bakars Schwester. „Dann zieh dir die Strümpfe aus und leg die Füße auf das Kissen“. Vier Frauen begutachteten meine Füße, als lägen sie fertig zum Aufschneiden auf einem Operationstisch. Durch die Tür fielen Sonnenstrahlen in das fensterlose Wohnzimmer direkt auf das Kissen mit meinen Füßen. „Peinlich“, dachte ich: „Zehnnägel nicht geschnitten und Beine nicht rasiert“. Wie besorgte Ärztinnen fingen die vier Frauen an, aus Pflastern Schablonen zu schneiden und meine Füße damit zu bekleben. Rahida hinderte die Arbeit nicht daran, nebenbei ihre kleine Tochter zu stillen, die immer wieder angekrabbelte kam und trinken wollte. Nach zwanzig Minuten waren meine Füße beklebt und die grünbraune Henna-Paste konnte aufgetragen werden. Anschließend steckten sie meine Füße in schwarze Plastiktüten und gaben mir zu verstehen, dass ich mit den Füßen nun auf keinen Fall irgendwo gegen kommen dürfte. Es war ein seltsames Gefühl, geschmückt zu werden wie eine Braut für die Hochzeit. Für sein Äußeres war hier offenbar nicht nur die oder der Einzelne selbst verantwortlich, sondern auch die Gemeinschaft.

Dann waren die Hände dran: Vorsichtig klebten sie ihre Pflasterchen um jede Fingerkuppe. Die Zeremonie wurde jetzt körperlich anstrengend. Während ich auf dem Bauch lag und die Hände nach vorne streckte, musste ich zugleich aufpassen, dass meine Füße den Boden nicht berührten. Auch meine Hände packten sie in schwarze Plastiktüten. Damit ich die Handfläche nicht zum Schaden des Henna-Musters kräuselte, schienten sie meine Hände zusätzlich mit zwei Musikkassetten, die sie mir auf die Hände banden. „Hältst du das so eine Stunde aus?“, fragte Rahida. Mir blieb nichts anderes übrig. Aber wie sollte man so das Gesicht wahren? Mitten in einem fremden Wohnzimmer lag ich auf dem Rücken wie ein muskelschwacher Käfer, den offenbar hennaliebenden Fliegen zum Fraß vorgeworfen. Im Fernsehen zeigten sie ein Fußballspiel: Saudi-Arabien gegen Oman. Statt nach einer

Stunde wurden mir die Verbände erst nach zwei Stunden abgenommen. Ganz vorsichtig beteiligte sich die ganze Familie daran, die getrocknete Paste von Händen und Füßen abzukratzen, reinigten und fixierten das Werk mit Essig und bewunderten die gezackten Muster, die nun karottenrot auf meinen Händen und Fingernägeln leuchteten. Ich lernte das Hassania-Wort für schön. Fertig ausgepackt wickeln mich die Frauen in eine blaue Melfa. So heißt das Tuch, das sich die Saharoui-Frauen um Körper und Kopf winden.

Als Saharoui-Frau verkleidet, begleitete ich meine Gastgeber am Abend auf eine Hochzeit. Mit dem Geländewagen fuhren wir gegen zehn Uhr abends zum Hochzeitszelt, das mit etwa sechzig Quadratmetern dreimal größer war als die gewöhnlichen Wohnzelte. In der Mitte befand sich die Tanzfläche, um die herum Seile gespannt waren wie um einen Boxring. Drumherum drängelten sich die Jugendlichen. Ein Musiker spielte auf einer elektrischen Gitarre, eine schwarze Sängerin begleitete ihn, abwechselnd tanzten dazu zwei bis drei Frauen eine Art Schleierbauchtanz. Vom Rand der Tanzfläche aus filmte ein Mann das Fest mit einer Videokamera. Von Braut und Bräutigam war längere Zeit nichts zu sehen. Mit einem Mal bewegte sich jedoch die Menschenmenge wie bei einem Rockkonzert, das Zelt wackelte beunruhigend. „Der Bräutigam kommt“, erklärte mir Bakars Schwester als auf der anderen Seite ein Mann durch die Menge getragen wurde. „Du musst jetzt auch tanzen“, sagten die Mädchen zu mir. Mit meinen Wanderstiefeln, eingepackt in einen dicken Winterpullover und eine Regenjacke, darüber die Melfa als Stolperfalle und zusätzlich behängt mit meiner Fototasche war ich nicht elegant, überstand den Tanz aber ohne hinzufallen. Am anderen Tag war ich in Dakhla offenbar bekannt. Als ich über die Straße ging, kamen Kinder auf mich zu und lobten mich: „du hast gut getanzt gestern auf der Hochzeit“.

Nach zwei Wochen in den Lagern fiel der Abschied leicht und schwer. Ich hatte genug von der einseitigen Verteufelung Marokkos, und auch davon, dass bei der Polisario immer alles in „bester Ordnung“ ist und sich kaum jemand kritisch äußert, ich hatte genug von der Trägheit des Lagerlebens und von den Linsen, die es meistens zu essen gab und auch genug von dem süßen, klebrigen Tee. Nicht genug hatte ich von der Gastfreundschaft der Saharoui, von ihrer Ruhe und Herzlichkeit, ihrem Interesse Fremden gegenüber und ihrer Freude an kleinen Dingen, nicht genug hatte ich von der Wüste – auch wenn die Hammada nicht schön ist – sie lässt einen nicht los.

10. Noch zwei Nächte in Algier

Zurück in Algier hatte ich die Gelegenheit den deutschen Botschafter zu treffen. In der gut gesicherten Botschaft tranken wir einen Mokka aus kleinen Tässchen mit einem Bundesadler drauf und führten ein Hintergrundgespräch über die Westsahara. Erwartungsgemäß waren in Algier keine Touristen unterwegs; im Hotel wohnten nur ein paar Geschäftsreisende. Meine Sonderstellung als allein reisende Frau brachte mir allerorten höfliche Aufmerksamkeit ein; zum Abendessen im Hotel hatte ich zwar nur eine Suppe bestellt, bekam jedoch gratis noch eine erlesene Vorspeise aus Meeresfrüchten und einen Nachtisch serviert. „Sie können sich das Zentrum von Algier ansehen, aber gehen Sie nicht in die Kasbah, das ist zu gefährlich“, riet man mir im Hotel. Der Stadtbummel durch das Stadt-Zentrum war eine Überraschung. Ich hätte nicht geglaubt, dass diese Stadt so französisch wirkt: Weiße Bürgerhäuser, schick gekleidete Frauen in Miniröcken, von dem mir aus Marokko bekannten Flair des Maghreb kaum eine Spur. Umso schwerer fiel mir die Vorstellung, dass hier immer noch Bürgerkrieg herrscht und sich die Menschen gegenseitig abschlachten.

11. Auf der anderen Seite

Zwei Tage später saß ich bei den „Feinden“ der Saharoui auf dem Sofa, vor mir auf dem Tischchen ein Glas Minztee. Ich war zu Gast im Büro von Omar Zniber, Referatsleiter im marokkanischen Außenministerium in Rabat, zugegen war auch sein Pressereferent und die UNO-Beauftragte des Ministeriums. Hier wurde der Diskurs umgedreht, Gut und Böse wurden neu bestimmt. „Unser Anspruch auf die Provinzen ist absolut legitim, alle Beweise sind da, erst die Algerier haben das ‚Volk der Saharoui‘ geschaffen, das es vorher gar nicht gab“, fasste Zniber die offizielle marokkanische Position zusammen und verwies auf das marokkanische Königsgeschlecht, das ursprünglich aus dem Westsaharagebiet stamme und die Ansprüche rechtfertige. Rund 300.000 Menschen hätten die Marokkaner im Gefolge ihrer Invasion in dem Gebiet angesiedelt, sie hätten Straßen, Städte, Häfen und später Flughäfen gebaut und damit erst für eine funktionierende Infrastruktur gesorgt. Obwohl ich abgesehen von ein paar kritischen Fragen zu der historischen Argumentation nicht sehr viel sagte, war seine Kollegin sichtbar pikiert. Offenbar wusste sie nicht recht, wie sie mich einschätzen sollte; schließlich war ich bei „ihnen dort drüben“ gewesen und möglicherweise eine Sympathisantin der Polisario. „Und was ist mit den marokkani-

schen Kriegsgefangenen, die sie dort immer noch gefangen halten?“ fragte sie streng, als müsse sie mich aus einem Traum reißen, in dem es nur gute Saharoui und böse Marokkaner gibt.

Am nächsten Tag traf ich Mourad, ein Soziologe, der bei der Friedrich-Ebert-Stiftung in Rabat arbeitete. Seit zwölf Jahren war sein Bruder Kriegsgefangener der Polisario, einer der gegenwärtig über 900 Gefangenen. Mourad hatte sich genau mit allen Verästelungen des Konfliktes beschäftigt und lieferte eine kenntnisreiche Analyse. „Die wichtigste Säule der marokkanischen Machthaber ist die Westsahara, sie würden sich daher nie auf Kompromisse einlassen, bei denen ihnen die Souveränität auf das Gebiet streitig gemacht wird“, sagte er. Eine Autonomielösung sei denkbar, jedoch ebenfalls riskant für das marokkanische Königshaus, da damit zum ersten Mal eine Provinz mit föderalen Rechten ausgestattet würde. Dies könnten sich andere Minderheiten, etwa die Berber, als Vorbild nehmen und ebenfalls Autonomieforderungen stellen. Beiden Seiten gegenüber war er sehr kritisch eingestellt. Sowohl die Polisario, als auch die Marokkaner trugen seiner Ansicht nach Schuld am Schicksal seines Bruders. Jahrelang hätten sich die Marokkaner nicht für die Kriegsgefangenen eingesetzt, sie hätten das Thema vielmehr totgeschwiegen, weil sie sich nicht eingestehen wollten, mit der Polisario einen Krieg geführt zu haben. Er zeigte Briefe und Fotos seines Bruders. Auf einem sah man seinen Bruder im Alter von dreißig Jahren als Pilot, stolz steht er auf der Treppe seines Kampfflugzeuges, sein Blick geht in die Ferne. Ein anderes Foto war viele Jahre später aufgenommen, in der Gefangenschaft, es zeigte einen gebrochenen und aufgeschwemmten Mann mit trübem Blick. „Es dauert normalerweise sechs Monate, bis ein Brief bei uns ankommt“, sagte Mourad. Zufällig rief der Deutschland-Vertreter der Polisario während unseres Gespräches auf meinem Handy an und wollte wissen wie es mir geht. „Das war die Polisario“, sagte ich zu Mourad. „Ein komisches Gefühl“, sagte er, „zu wissen, dass sie dich einfach auf dem Handy anrufen, sie, die meinen Bruder gefangen halten“.

Am folgenden Tag zeigte mir Mourad Rabat und erzählte mir eine Menge über das Land. Weil er jahrelang in Frankreich gelebt hatte, nicht religiös war und eher einen westlichen Lebensstil pflegte, hatte Mourad einen Blick von außen und innen zugleich auf die zwischen Moderne und Tradition zerrissene marokkanische Gesellschaft. Mourad zeigte auf ein Auto, an deren Steuer eine Frau mit Kopftuch saß, auf der Rückbank bellte ein kleiner Pudel: „Die Kombination der Autoinsassen ist ein interessanter, aber typischer Widerspruch; denn Hunde sind für gläubige Muslime eigentlich unrein“.

12. Weiter nach Süden – zurück in Wüste

Als ich von Goulimini aus mit einem Sammeltaxi an der Atlantikküste entlang weiter nach Süden fuhr, sah ich bald die ersten Marokkaner, die aus-sahen wie Saharoui. Die Menschen, denen ich begegnete, suchte ich nach den Eigenheiten ab, die die Sahaouris – so wie ich sie in Tindouf kenne gelernt hatte – von den Marokkanern unterscheiden: tragen die Frauen eine Melfa? Wie bereiten sie ihren Tee zu? Wie hören sich die Begrüßungsformeln an? Schnalzen sie auch mit der Zunge, um ja zu sagen?

Die Taxifahrt nach Süden führte von einer Vegetationszone in die andere, vom Mittelmeerklima in die Wüste, deren klimatische Grenze markiert wurde durch zwei sich küssende Kamele aus Stein in der marokkanischen Stadt Tan-Tan. Immer trockener und sandiger wurde die Gegend, selbst das gelegentlich auf der rechten Seite sichtbare Meer wirkte vertrocknet, als wäre zu viel Sand in es hineingerutscht. Ab und zu standen ein paar Kamele am Straßenrand und knabberten an trockenen Büschen. Warnschilder bedeuteten: „Achtung Kamel, Achtung Sand“. Tatsächlich war die Straße streckenweise von Sanddünen bedeckt, die sich dreist über die Straße schoben. Zweimal mussten wir aussteigen und den Mercedes durch den Sand schieben. Viel Verkehr herrschte auf dieser Strecke, die den Einheimischen zufolge eine der wichtigsten Verkehrsadern Westafrikas ist, sogar zahlreiche Wohnmobile waren zu sehen.

Nach zehnstündiger Fahrt gelangten wir nach Layoune, wo wir, nachdem wir ohne Schwierigkeiten eine Polizeikontrolle passiert hatten, langsam auf den Talkessel zufuhren, in dem die Stadt, geschützt vor den Sandstürmen der Wüste, liegt. Über die „Brücke des Grünen Marsches“ durchquerten wir ein ausgetrocknetes Flussbett, in dem sich statt Wasser der Müll der Stadt angesammelt hatte. Layoune, für die Saharoui in Tindouf die gelobte Wüstenstadt, war eine moderne Stadt mit rund 170.000 Einwohnern. Am Samstagabend war einiges los auf den Straßen. Schicke Autos fuhren über die Boulevards, darunter die zahlreichen weißen Geländewagen der UNO. Männer saßen in Cafés, Frauen flanierten über die Bürgersteige. Layoune war jedoch zugleich eine Stadt des Militärs, der Polizei und der UNO, allgegenwärtig waren die Männer in grünen und blauen Uniformen.

In einem Restaurant traf ich Angel, den spanischen Reiseleiter einer deutschen Reisegruppe von den Kanarischen Inseln, die für einen Tag von Gran Canaria in die Westsahara geflogen waren. Dieses Geschäft lief gut, sagte er. Zwar seien die Tagesausflüge mit dem Flugzeug relativ teuer, viele der Inseltouristen seien jedoch bereit, etwas für dieses interessantes Abenteuer auszugeben. Für Angel war die Westsahara-Sache klar. Flüsternd sagte er: „Die Marokkaner mögen wir nicht, die Saharoui dagegen sehr“. Angels

Erklärung des Konfliktes war: „Hinter all dem stecken die Amerikaner, sie haben damals auch den Grünen Marsch unterstützt“. Auch die UNO kam nicht gut weg: sie verschwendeten Geld und handelten mit Kokain, sagte er. Seinen Namen sollte ich lieber nicht nennen, sonst bekäme er Ärger mit den Marokkanern und dürfe keine Touristen mehr nach Layoune bringen.

Traditionell sind viele Spanier Unterstützer der „saharouischen Sache“; in der spanischen Bevölkerung genießen sie große Sympathie. Die Hintergründe sind vielfältig: Zum einen plagt die Spanier das schlechte Gewissen, die Saharoui bei der marokkanischen Besetzung im Stich gelassen zu haben, zum anderen kriselt es zwischen Spanien und Marokko seit Jahren wegen der Ansprüche auf die spanischen Enklaven Ceuta und Melilla und die Petersilieninsel.

Der „Grüne Marsch“ ist in Layoune als Mythos der angeblich gewaltlosen und hauptsächlich vom Willen der marokkanischen Bevölkerung getragenen Besetzung der Westсахара allgegenwärtig. Bereits in Rabat und Casablanca waren zahlreiche Darstellungen des Marsches zu sehen: etwa auf Postern, auf denen der verstorbene König Hassan im Sand der Westсахара betet, oder auf der Einhundert-Dirham-Note, die mit einem Fahnenzug bedruckt ist. Im ersten Hotel am Platz in Layoune hingen rund zwanzig große eingerahmte Farbfotos der Besetzung an den Wänden. Am Ende der Fotoausstellung gelangte man zu der Suite, in der König Mohammed IV zu übernachten pflegt, wenn er Layoune besucht. Einen Blick hinein werfen durfte ich jedoch nicht. Nur der König und die Putzkolonnen dürfen die Räume betreten, sagte ein Hotelangestellter.

13. Wem kann man glauben?

Am folgenden Tag war ich mit Ahmed und Nasser verabredet, zwei saharouischen Menschenrechtsaktivisten. Wir trafen uns vor einem Hotel und gingen in ihr Büro. Von Anfang an war meine Rolle schwierig, denn ich war mir nicht sicher, wie viel ich den beiden glauben konnte. Wollten sie mir mit den Erzählungen beweisen, dass Marokkaner und Saharoui niemals gemeinsam in Frieden zusammen leben können und wurden sie damit nicht instrumentalisiert für die Interessen der Polisario? Oder war mein Misstrauen nur Kaltblütigkeit gegenüber dem Leid dieser Menschen? Zugleich redeten mir die beiden und ihre Mitstreiter ein, ich wäre ihre Hoffnung, weil ich ihre Schicksale in die Welt hinaustragen könne. „Zwar ist die bleierne Zeit König Hassans vorbei, aber trotzdem verschwinden immer noch Menschen

hier in den Gefängnissen der Westsahara“, sagt Ahmed und berichtete mir genau von den Umständen der einzelnen Fälle.

Genauso wenig traute ich den Marokkanern, die stets ein liebliches Bild ihres Engagements in der Gegend zeichneten. Am Nachmittag des gleichen Tages traf ich Mohammed Rharrabi, den Ouali (Bezirkschef) von Layoune, in seinem repräsentativen Büro. Die Kassettendecke aus dunklem Holz stammte noch von den Spaniern, die das Regierungsgebäude während ihrer Herrschaft gebaut hatten. In der Büromitte standen schwere, schwarze Ledermöbel; an der Wand hing eine mehr als mannshohe Karte der Westsahara. Mohammed war etwa Ende dreißig und gehörte der neuen Generation der marokkanischen Spitzenbeamten an. Als ich ihn nach den Menschenrechtsverletzungen fragte, von denen man berichtet habe, gab er sich über-rascht: „Das ist alles geklärt und erledigt, es gibt keine Verschwundenen mehr“, sagte er. Seiner Ansicht nach waren es überdies die Marokkaner, die dem Landstrich erst die Zivilisation gebracht hätten: „Sie lebten hier als Nomaden, es gab keine Straßen, kein Wasser, keine Elektrizität“. Die Zukunft des Gebietes läge vor allem im Tourismus: „Nach meiner Vision ist der Tourismus der Zukunft einer des freien Raumes und der Fläche, weil die Menschen aus den Fluchten der Städte hinaus wollen; die Wüste ist ein El Dorado für diese Menschen“, sagte er.

Die Menschenrechtler Nasser und Ahmed führten mich die folgenden Tage durch Layoune und zeigten mir die „touristisch“ weniger ansprechenden Plätze: Wir besuchten einen kleinen Slum, wo ich mit Familien von politischen Gefangenen sprechen konnte, dabei machten sie mich auf das soziale Elend aufmerksamen und betonten immer wieder, wo die Fronten in diesem Konflikt verliefen.

Die Saharoui in den „besetzten Gebieten“, also in der marokkanischen Westsahara, waren denen in Tindouf erstaunlich ähnlich – trotz der 28 Jahre Trennung. Aber auch die Unterschiede waren nicht zu übersehen, denn die Saharoui in der Westsahara wirkten agiler und geschäftiger als ihre mittlerweile lethargischen Angehörigen in den Flüchtlingslagern. „Wir haben uns hier sehr verändert in den letzten Jahren, wir haben die Saharoui in den Lagern fast vergessen“, sagte etwa ein Angestellter im Tourismusbüro. Gäbe es Nachteile, wenn man in der Westsahara lebt, und Saharoui ist, fragte ich. „Nein“, sagte dieser Mann, „im Gegenteil, manchmal ist es für uns sogar leichter, einen Job zu bekommen als für die Marokkaner, weil sich niemand vorwerfen lassen will, er diskriminiere die Saharoui“.

14. Besuch bei den Blauhelmen der Minurso

Per Email hatte ich eigentlich schon in Deutschland eine Absage bekommen, die UNO in Layoune zu besuchen. Die Minurso gäbe derzeit keine Interviews, hieß es. Ich klingelte trotzdem an der Minurso-Tür in Layoune und fragte, ob man mir nicht dennoch ein wenig über die Arbeit hier in der Region erzählen könne. „Kein Problem, sie können morgen mit zu unseren Team-Niederlassungen in die Wüste fliegen, wenn sie möchten“, sagte die Pressesprecherin, eine unkomplizierte und tatkräftige Belgierin.

Am nächsten Morgen um viertel vor sieben trafen wir uns an dem noch menschenleeren Flughafen in Layoune, nur drei einsame Polizisten standen sich dort die Beine in den Bauch. Einer wies freundlich lächelnd auf die Anzeigetafel; dort stand, dass erst am Nachmittag ein Flug aus Las Palmas von den Kanarischen Inseln ankommen würde. Auf dem Rollfeld stand eine weiße russische Antonov im Morgendunst, in blauer Schrift stand darauf: United Nations. Über die Ladefläche stiegen wir in den Bauch des Flugzeuges, der Boden bestand aus festgenagelten Metallplatten, es gab keine schalldämmende Verkleidung und nur einige herkömmliche Passagiersitze, dafür seitlich ein paar Bänke. An Bord befand sich auch William L. Swing, der Zivilchef der Minurso, ein amerikanischer Gentleman mit silbergrauen Haaren, einem lässigen Schal um den Hals und geputzten Lederschuhen. Er nutzte den Flug zum Aktenstudium. In der Reihe vor ihm saßen zwei Asiatinnen mit ihren Handtaschen auf den Knien – sie waren Personalchefinnen, wie man mir später erklärte. Zum Start gab es Ohrenschützer gegen den Krach der Motoren. Durch die schmutzigen Bullaugen hatte ich einen guten Blick auf die Wüste, wir flogen entlang eines ausgetrockneten Flusstals. Von oben sah die Wüste aus wie ein riesiger leicht verbrannter und aufgegangener Kuchen.

So wie heute hob die Antonov jeden Tag ab und verband das Hauptquartier der UNO mit den insgesamt acht Niederlassungen (Team-Sites) im Süden oder Osten. Heute brachten die Mitarbeiter aus der Zentrale in Layoune eine Waschmaschine zu einem der Team-Sites. Von diesen Team-Sites aus unternahmen die Blauhelme ihre Patrouille-Fahrten, auf denen sie sicherstellten, dass der 1991 zwischen Polisario und Marokko geschlossene Waffenstillstand eingehalten wird. Je zwei im Durchschnitt 450 Kilometer lange Patrouillefahrten pro Team-Site unternahmen die Soldaten dazu pro Tag. Im flächenmäßig größten Stützpunkt waren sie im vergangenen Monat mit vier Wagen rund 9.600 Kilometer gefahren. Während sich die eine Hälfte der rund 400 Minurso-Mitarbeiter um die Überwachung des Waffenstillstands kümmerte, bemühte sich die andere Hälfte um die Organisation des Referendums. Mit einem Budget von rund 50 Millionen Dollar pro Jahr gehört die Mission zu den kleinen Einsätzen unter den weltweiten UNO-Präsenzen.

Nach einer halben Stunde Flugzeit landete die Antonov in Smara, nach einer Zwischenlandung flog sie weiter nach Tindouf. Ich blieb mit Laurent, dem Presseoffizier in Smara, denn weil ich keinen UNO-Pass hatte, war mir die Einreise nach Tindouf nicht erlaubt worden. In Smara holte uns ein russischer Blauhelsmsoldat mit einem der typischen weißen UNO-Geländewagen ab und fuhr uns zu dem Team-Site. 35 Männer wohnten und arbeiteten dort; sie lebten in weißen, halbkreisförmigen Baracken, in denen jeder ein Zimmerchen mit Bett und Schrank hatte. In einem Aufenthaltsraum mit angeschlossener Küche gab es zu essen, hier feiern die „Peace-Keeper“ aus insgesamt 27 Nationen Weihnachten, Neujahr oder das islamische Opferfest. Ein Jahr lang arbeiteten sie im Durchschnitt für die Minurso und kehrten danach zurück zu den Armeen ihrer Heimatländer. Besonders für Mitarbeiter aus Entwicklungsländern war eine Anstellung bei der UNO recht lukrativ. Trotz der Belastungen in der Wüste, der 24-Stunden-Schichten und der stundenlangen Patrouille-Fahrten wirken die meisten zufrieden. Zumindest zeugten davon die Inschriften an den Zeltwänden der Gemeinschaftsräume: „Ich werde für immer einer von euch sein“, hatte dort etwa ein chinesischer Blauhelsmsoldat an die Wand geschrieben.

Im Grunde sahen die Stützpunkte ähnlich aus, dennoch hatte jeder eine eigene Identität. Im Team-Site „Bir Lahlou“ etwa – dorthin brachte uns ein UN-Hubschrauber – nannten sich die Bewohner im Scherz „Bad Boys“ (für schmutzige Jungs), weil es hier kein Grundwasser zum Waschen gab und das wenige Wasser, das sie benutzen konnten mit Hilfe von Tankwagen von einem zwölf Kilometer weit entfernten Brunnen hergefahren werden musste. Die Bad-Boys hatten Haustiere: in einem kleinen Terrarium aus Karton krabbelten ein beigefarbener Skorpion und eine ziemlich große Kakerlake im Sand, in einem Einmachglas vergammelte eine tote Schlange. Seit sechs Monaten hatten alle Team-Sites Internetanschluss. Das sei eine echte Revolution, sagte Laurent, denn die Heimatpost brauchte in der Regel mehrere Wochen. Nun war es für die Soldaten leichter, mit ihren Familien und Freunden Kontakt zu halten. Wenn sie nicht auf Patrouille waren, verbrachten die Soldaten ihre Freizeit mit Volleyballspielen, im Fitnessraum oder vor dem Fernseher. Während die Temperaturen im Winter angenehm seien, werde das Leben hier im Sommer jedoch unerträglich und jede Betätigung in der Dauersauna eine „ziemliche Herausforderung“, sagte Laurent.

Wie sie die UNO-Arbeit beurteilen, wollte ich von den Soldaten wissen. Ist ihre Anwesenheit, die vom UNO-Sicherheitsrat derzeit von Halbjahr zu Halbjahr verlängert wird, noch sinnvoll? Laurent und seine Kollegen bejahten diese Frage einmütig: Ob das Referendum schließlich noch zu einer befriedigenden Lösung führen werde, hinge von den Marokkanern und Saharoui selber ab, eine ihre Aufgabe jedoch hätte die UNO bis Dato erfüllt,

denn schließlich sei es seit dem Waffenstillstand nicht mehr zu Kämpfen gekommen. Mit besorgter Miene sagte Laurent jedoch: „ich kann nur hoffen, dass sie hier nie große Mengen an Öl finden“. Dann werde es unweigerlich wieder Krieg geben.

15. Die Fahrt nach Dakhla

Zurück in Layoune nahmen die Menschenrechtler Ahmed und Naser wieder Kontakt zu mir auf. Als ich ihnen erzählte, ich wolle am folgenden Tag gerne nach Dakhla weiterfahren, sagten sie sogleich, zwei ihrer Freunde würden mich fahren und zwar Abdellah und Sidi Mohamed Dadesh. Dadesh war bei den Saharoui ein berühmter Mann, weil er über zwanzig Jahre in marokkanischen Gefängnissen verbracht hatte und erst kürzlich freigelassen worden war. Während Sidi Mohamed Dadesh, ein kleiner ruhiger Mann, nicht viel von seiner Leidensgeschichte erzählte, nutzte Abdellah, ein massiger Saharoui mit Stiernacken und weitläufigem weißen Beduinen-Gewand, unsere Fahrt durch die Wüste, die Welt in Gut und Böse einzuteilen. Hier die bösen Marokkaner, dort die guten Saharaouis; für Grautöne oder ernsthafte Diskussion war kein Platz. In jedem Bus, der unseren Weg kreuzte, sassen seiner Meinung nach „nur Marokkaner“, jede Fabrik, die wir passierten, hatten „die Marokkaner den Saharoui weggenommen“.

Unsere Fahrt führte auf einer gut ausgebauten zweispurigen Straße entlang des Atlantik durch eine karge unspektakuläre Wüste; gelegentlich zeigten Straßenschilder, wie weit es noch bis Dakar im Senegal war. Lastwagen und gepackte Geländewagen fuhren in beide Richtungen. Für Abwechslung sorgen einzelne Kamelherden und ein paar Nomadenzelte. Kurz vor Dakhla, nach sechs Stunden Fahrt, wechselte plötzlich das Wetter und wir durchquerten ein in der Wüste unreal traumhaft wirkendes Nebelfeld, das ebenso plötzlich wieder dem blauen Himmel Platz machte, wie es aufgetaucht war. Südlich von Layoune passierten wir nun in regelmäßigen Abständen Polizeikontrollen, auf die Abdellah jeweils mit triumphierendem Grinsen zufuhr: „Du wirst sehen, gleich kontrollieren sie uns; siehst du, wie sie uns hier gängeln?“ Ein, zwei Mal wurden wir vorbei gewunken, wofür Abdellah eine Erklärung hatte: „Man sollte immer mit einer Journalistin reisen, dann passiert einem nichts“. Seit einiger Zeit, so hatte Abdellah beobachtet, verfolgte uns nun ein Wagen.

Kurz vor Dakhla wurden wir noch einmal kontrolliert: unsicher, aber bemüht tippte ein freundlicher marokkanischer Polizist unsere Namen und die Namen unserer Eltern in seine Schreibmaschine und fragte, was wir in Dakhla machen wollten. An seiner Wand hingen Bilder von gesuchten Personen. „Wir machen das für ihre Sicherheit“, erklärte mir der Polizist umständlich als hätte er ein schlechtes Gewissen. Als wir in die Stadt fuhren, war Abdellah ganz aus dem Häuschen, denn nun folgten uns drei Autos: „Siehst du, sie werden uns die ganze Zeit überwachen“. Ich bereute später sehr, dass ich in diesem Moment nicht einfach ausgestiegen war und die Verfolger nach ihrer Identität und ihrer Absicht befragt hatte. So hätte ich möglicherweise herauskriegen können, wer mir ein Theater vorspielte: Abdellah und seine vermutlich von der Polisario gesteuerten Leute oder die Marokkaner, die ständig beteuerten, hier könne sich jeder frei bewegen und Menschenrechtsverletzungen seien Vergangenheit.

Für den Abend hatte Abdellah ein großes Besuchsprogramm vorbereitet: wir waren bei zahlreichen Familien zum Essen und Teetrinken eingeladen, die alle, schenkt man den Erzählungen Glauben, unter den Menschenrechtsverletzungen der Marokkaner zu leiden gehabt hatten. Ähnlich wie in den Flüchtlingslagern in Tindouf und bei den Marokkanern traute ich mir keine Schlüsse zu: Zwar wirkten die Erzählungen authentisch und zur so genannten bleiernen Zeit unter Hassan II auch denkbar; doch zugleich war da auch die Sorge, das dies vielleicht extra für mich inszeniert wurde. Als ich am nächsten Tag im Flugzeug von Dakhla nach Casablanca saß, fühlte ich mich genauso zerrissen wie nach dem Besuch der Flüchtlingslager in Tindouf: auf der einen Seite hatte ich eine mir unbekannte Gastfreundschaft erlebt und hatte Mitleid mit dem großen Unglück einiger Familien, wo ein Sohn, der Vater oder die Mutter verschwunden waren. Auf der anderen Seite wurde ich das schale Gefühl nicht los, dass hinter all dem einige Polisario-Chefs an Strippen zogen, um Mitstreiter und Botschafter für ihre Sache zu gewinnen, die ein friedliches Zusammenleben zwischen Marokkanern und Saharoui in der Zukunft unmöglich machen soll.